



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts.

Das deutsche Heerwesen des achtzehnten Jahrhunderts ist in den letzten Jahren mehrfach behandelt worden und hat bereits eine reiche Literatur. Was hier dafür gegeben wird, sind nur einzelne neue Striche zu einem Gemälde, welches den Lesern dieses Blattes nicht unbekannt ist. Es konnten dabei hier und da alte Aufzeichnungen und Actenstücke, welche noch nicht publicirt sind, benutzt werden. Die Mittheilungen folgen in bunter Reihe, jede unter besonderer Ueberschrift.

Revueu und Luflager.

Der Soldat war früher weit mehr als jetzt die Puppe, mit der die größeren und kleineren Kriegsherren gern in Friedenszeiten spielten. So erbärmlich und unzweckmäßig gewöhnlich die Ausrüstungsgegenstände, namentlich die Bekleidung waren, so wurde um so mehr auf den äußeren Glitzer gehalten, lediglich um das Auge zu bestechen. Die Bekleidung war meist das Gegentheil von dem, was sie sein sollte, d. h. vom schlechtesten Material, das nur wenig gegen die Einflüsse der Witterung schützte, dabei alles so eng und knapp, daß der Mann in seinen Bewegungen sehr behindert war. Schlecht und knapp lag im Interesse des Inhabers einer Compagnie, dem zur Ausrüstung und Herstellung ein gewisser Fond überwiesen wurde, je mehr er dabei zu sparen wußte, desto besser befand sich dabei sein Beutel. So war denn das Innehaben einer Compagnie immer eine Art Volltopf, der jedem genehm war und so finden wir sogar die Stabsoffiziere als solche Inhaber, während der eigentliche Compagniechef das weniger Angenehme des Commandos hatte. —

Die „Kriegsherren“ prunkten so viel als möglich mit ihren Vaterlandsvertheidigern. Große und schöne Leute, bunte und reiche Bekleidung und exacte Bewegungen beim Manövriren waren die Hauptbedingungen. Da die Mannschaften angeworben wurden, so kosteten solche Halbriesen viel Geld und ein Zoll mehr wurde oft mit Hunderten von Thalern bezahlt. Ehe die Mannschaften zur Fertigkeit im Manövriren gelangten, bedurfte es eine schwere Dressur, bis der Gleichschritt, in einer Minute genau so und so viel, das Gleichmäßige der Griffe und Chargirung und andere Schaeueffecte erlernt wurden. Ja, es war

eine Dressur im wahrsten Sinne des Wortes, eine oft bei weitem ärgere, als man sie bei Pferden und Jagdhunden anwendet. Es wurde alles über einen Kamm geschoren, die Ungeschickteren und Unachtsamen oder gar Störrigen kamen sehr übel weg. Allerlei Schimpf- und Zankworte, Ohren- und Haarsausen, Knüffe und Püffe, Maulschellen und Schläge, kurz alles war dem armen Rekruten gegenüber erlaubt, ihn zu „Raison“ zu bringen und einen „reputirlichen Kerl“ aus ihm zu machen. Das Probestück wurde an den Revuetagen gemacht, wo es sich zeigte, wie weit Instructor und Zögling gekommen und wobei es dann wohl Nasen und Absenkerungen mehr setzte als Anerkennung und Lob. —

Jeder Reichsunmittelbare, der Soldaten halten durfte, hielt gewiß mit allem Pomp alljährlich über seine Armee einige Revuen ab, wenn diese auch nur aus 20 Mann bestanden hätte. Bisweilen war die fürstliche oder gräfliche Suite mit überzähligen Offizieren, Hautboisten, Pfeifern und Tambouren noch einmal so stark, als die unterm Gewehr stehende bewaffnete Macht.

Die bekanntesten Revuen sind die, welche der große Friedrich alljährlich über gewisse Truppentheile abhielt, namentlich nach dem siebenjährigen Kriege.

Ihr Ruf hatte sich überall hin verbreitet, wo die Anfänge militärischer Civilisation bemerkbar waren; sie wurden von Sachverständigen aus ganz Europa besucht und bewundert. Mehr als ein Bericht bezeugt den großen Eindruck, welchen sie auf Sachverständige machten. Die Leistungen des Heeres, welches aus dem siebenjährigen Krieg hervorgegangen war, wurden zumeist durch die Friedensübungen der letzten 23 Jahre, in denen Friedrich der Große regierte, Muster für das Exercitium der übrigen Heere Europas. Zu den liebenswürdigsten Berichten über die epochemachenden Manöver gehört der des züricher Jägerhauptmanns Landolt, eines originellen Charakters und tüchtigen Offiziers, der als leidenschaftlicher Bewunderer Friedrichs des Zweiten auf seinem Pferde von Zürich nach Berlin ritt, um einmal mit eigenen Augen eine solche Revue zu sehen. Als er in Berlin ankam, erfuhr er zu seiner Betrübnis, daß es für Fremde einer besondern Erlaubnis des Königs bedürfe, um Zutritt zu dem Übungsfelde zu erlangen. Er schrieb deshalb an den König und erhielt von diesem eine gnädige Antwort. Er sah entzückt die Paraden und Feldübungen an — er selbst hielt diese Tage stets für die größten seines vielbewegten Lebens, — hatte nachher mit Friedrich dem Großen eine Unterredung, gewann die Gunst des Königs und kehrte nach längerem Aufenthalt in Berlin in seine Heimath zurück. Wo der Brief des Königs das Kostbarste seiner Habe, das Bild des Königs und Zietens der liebste Schmuck seiner Zimmer blieb.

Gegen die begeisterte Darstellung, welche er seinen Freunden von den kriegerischen Übungen des Königs machte, steht der nachfolgende Bericht allerdings ab, er schildert die Rehrseite dieses glänzenden Manövers, aber auch an diese

ziemt es zu gedenken. Er ist aus den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Zweiten.

Wir haben den ersten Feldherrn, die tapferste, geschulteste Armee der Zeit vor uns. Was erwarten wir alles davon! Leider finden wir uns in Manchem getäuscht und statt des erwarteten Großartigen werden wir nicht selten durch eine Kleinlichkeit überrascht, die wir anderwärts auch in so reichlichem Maße finden. Der große König wird gar oft zum Pedanten und der Weise von Sanssouci, der in seinen Schriften so schön von Gleichheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde spricht, zeigt sich als ein rücksichtsloser Machthaber.

Wir wollen den Gang einer sogenannten Revue etwas genauer verfolgen.

Das gegen 20,000 Mann starke Corps steht in der sandigen Ebene bei Potsdam zur großen Revue bereit, rechts die Cavallerie, links die Infanterie in Regimentscolonnen. Es ist ein schöner, klarer Octobermorgen, die blanken Waffen blitzen im Sonnenlichte und die bunte, wohlgeordnete Masse gewährt einen schönen, großartigen Anblick. Alles ist im besten Staate und die Richtigungen sind wie nach dem Lineal.

Lautlose Stille herrscht in den Massen; aber nicht etwa, weil das Plaudern während des Wartens untersagt worden wäre, nein, etwas anderes hält die Zungen gelähmt: ein gewisses Bangen, das wie ein Alp auf jede Brust, vom höchsten General bis zum jüngsten Pfeifer herunter, drückt. Alles ist voller Spannung und Furcht, wie die paar nächsten Stunden ablaufen, die über Lob und Tadel, Ehre, Existenz entscheiden. Klänge statt des „Alten“ der Gottseibeis: uns in seiner wahren Gestalt selber, man würde diesem getrostes als jenem entgegensehen.

Es hat eben sieben Uhr geschlagen, die bestimmte Stunde, da kommt der König mit seiner zahlreichen Suite im kurzen Trabe, den Oberkörper etwas vorgebeugt und den verhängnißvollen Krückstock in der Rechten, angeritten. Es schmettern Fanfaren, wirbeln Trommeln und quiken die Pfeifen, Commandos erschallen dazwischen. Es ist ein ohrenzerschmetterndes musikalisches Durcheinander, da mehrere Regimenter zugleich ihr Spiel rühren.

Alles schaut gespannt nach den Zügen des Königs, sobald er näher kommt, man will in diesen lesen, was es heute „für Wetter“ giebt. Die, welche ihn kennen, auch die Gemeinen, täuschen sich selten in ihren Erwartungen oder Befürchtungen.

Der König reitet die lange Fronte ab; jeder glaubt, sein scharfes Auge durchbohre ihn, obgleich es ihn nur einen Moment streift. Hier und da nur eine kurze Bemerkung gegen den betreffenden Chef oder einen seiner Adjutanten, bisweilen beißend und empfindlich, bisweilen, aber selten, belobend und

aufmunternd. Nun kommt es zum Vorbeimarsch. Jetzt heißt es aufgepaßt! Die Cavalerie eröffnet den Reigen. Jeder weiß, wie viel es beim Defiliren geschlagen, wenn auch der König kein Wort spricht. Grüßt er den Chef des Regiments und sieht dieses beim Marsch genau an, so ist das ein Zeichen seines Wohlwollens oder der Zufriedenheit. Aber beim nächstfolgenden Regiment thut er, als wenn das gar nicht da wäre, er setzt seinen kleinen Feldstecher vor's Auge und sucht mit diesem das nächste. In trefflicher Haltung marschirt das schöne Husarenregiment vorüber, das bei allen Gelegenheiten im Kriege sich einen guten Namen gemacht, aber der König würdigt es keines Blickes. Und warum? Weil er den Commandeur von jeher nicht leiden mag. Er ist als ein tüchtiger und braver Offizier in der ganzen Armee bekannt; aber der König kann dessen Gesicht nicht ausstehen und dabei ist er von ganz jungem Adel, den der königliche Philosoph noch weniger leiden mag. Der Chef und sein Regiment mögens eben machen wie sie wollen, sie machens nicht recht und das macht das ganze Regiment verstimmt und bitter. —

Es naht jetzt ein Regiment Kürassiere. Es sind kräftige, schöne Leute, getragen von tüchtigen Rossen. Vor der Front reitet ein zierlicher Oberst, dessen Jugend auffällig gegen die anderen alten Graubärte absteht, denen die Führung der Regimenter anvertraut ist. Der junge Oberst hat etwas Feines, Geschniegeltes, das auf den ersten Blick mehr den Salonmann als den Soldaten verrieth; aber er zählt zu den Bevorzugten des Monarchen, er gehört einer angesehenen altadeligen Familie an, die der König hoch schätzt und sein Protegé ist außer der Tour avancirt. Zwar ist das Regiment nicht so gut geschult als die andern, die bereits defilirt sind, es machen sich hier und da einige Schlangenlinien in der Front bemerklich; aber der König überseht es, oder will es übersehen, er grüßt den Oberst, als dieser salutirt, freundlich und das ganze Regiment wird von diesem Gnadenstrahl freudig wie von einem elektrischen Schläge durchzuckt.

Die Cavalerie ist vorüber; es naht die Infanterie. Beim ersten Regiment wendet der König sein Pferd, so daß er dem Regiment den Rücken zukehrt. Die eben noch freundlichen Züge legen sich in tiefe Falten und die heruntergezogenen Mundwinkel drücken Spott und Verachtung aus. Laut ruft er seiner Suite zu: „Das Herz im Leibe dreht sich mir um, wenn ich diese verfluchte Montirung sehe!“ Was hat dies Regiment verbrochen, daß ihm solche Geringschätzung widerfährt? Es ist eins von denen, die in der heißen Schlacht bei Zorndorf (1758) gegen den linken russischen Flügel, der wie eine eiserne Mauer stand, nach des Königs Meinung nicht ganz ihre Schuldigkeit gethan haben. Es waren seitdem nahe an zwanzig Jahre verflossen, die Reihen waren theils durch andere rekrutirt; aber der König hatte seine Abneigung noch immer nicht überwinden können. Er hatte diesen Regimentern die Treffen, den Gre-

nadiermarsch, ja das Avancement genommen, indem bei vacanten Stellen immer Andere eingeschoben worden. Bei der vorletzten Revue hatte er zwar ausgesprochen, daß alles Vergangene vergeben sein solle, das Regiment hatte auch das bisher Genommene wieder erhalten; aber heute hatte der König alles wieder vergessen und das Bild bei Zorndorf regte allen Zorn in seiner lebhaften Phantasie wieder auf. —

Ein Corps von 20.000 Mann zu beschäftigen und dann defiliren zu lassen, erfordert mehr Zeit, als Mancher vielleicht meinen mag. So ist denn der Mittag darüber herangekommen. Der König nimmt die Generale und etliche andere höhere Offiziere zusammen, ertheilt nach der mehr oder minder guten Laune einige kurze Kritiken und reitet dann, nachdem dieser und jener der Obergenerale noch zur Tafel befohlen, mit seiner Suite wieder ab.

Das Heutige war im Vergleich des Morgenden nur ein kleines Vorspiel. Auf den nächsten Tag ist das Manövriren bestellt. Da heißt es aufpassen. Die Cavalerie kam zuerst an die Reihe, dann die Infanterie, die gewöhnlich etwas später ausrückte. Es wurden zunächst die gewöhnlichen Schulmanöver durchgemacht: avancirt, retirirt, ein- und ausgeschwenkt, Attaken gemacht, und dergleichen mehr. Wehe dem Führer und dem Truppentheile, welche etwas versahen oder beim König nicht in Gnaden standen.

Die Schwadron des Rittmeisters von W. ist im scharfen Galopp etwas auseinandergekommen, weniger durch eigene Schuld, als die der Nebenequadron, die sich gezogen, dabei mußte ein ungünstiges Terrain passiert werden, Sturzäcker, Gräben und Anderes. Dem scharfen Auge des Königs ist das wohl nicht entgangen, allein er hatte eine Abneigung gegen den Rittmeister, der zudem einen polnischen Namen mit der Endung *ky* trug, was der hohe Herr durchaus nicht leiden mochte. Wie ein Pfeil jagt der König von der haltenden Suite weg und spornstreichs auf den unglücklichen Schwadronchef mit erhobenem Krückstock los. „Monseur, was macht Er da für Teufelszeug, das ist ja nicht zum Ansehen! Und Seine Schlingels da soll der Teufel holen! Wie kommt Er zu dieser Coujonerie?“ Der Rittmeister glaubt auf die Frage antworten zu müssen und will eine Entschuldigung wagen. „Will Er wohl das Maul halten!“ — ruft ihn der König mit rollendem Auge und gehobenem Krückstock an, als wolle er jeden Augenblick zuschlagen — „Stecke Er seinen Degen ein und schere Er sich zum Teufel!“ — Das war nicht nur der Befehl zum Abgange vom Exercierplatz, es war der Abschied. — Wohl verwenden sich später die Vorgesetzten für den so hart Betroffenen, sie heben seine gute Führung hervor, erinnern daran, daß er mit Auszeichnung im letzten Kriege gefochten, daß er Familienvater und ohne Vermögen sei. Alles umsonst. Nur selten fruchtet eine solche Fürsprache; höchstens läßt sich der Monarch zu einer Pension bewegen, von der kaum der Einzelne dürftig leben kann. —

So erging es aber bei diesen Reueen nicht nur einen mißliebigen Rittmeister; selbst der verdienteste General war vor dergleichen vernichtendem Wechsel nicht sicher.

Bei der Infanterie hält sich der König gewöhnlich länger auf. Namentlich achtet er auf die Richtungen, worin er selbst ein Meister ist. Auf seine Anordnung werden die *points de vue* ausgestellt, in welche die einzelnen Bataillone einrücken müssen. Sein scharfes Auge sieht alles. Wehe, wenn nicht das Ganze nach dem Lineal steht. Zuweilen übernimmt er das Richten selbst und ist er bei besserer Laune, dann giebt er auch wohl ruhig eine Instruction. Nächstdem wird auf das Feuern, namentlich im Avanciren und Retiriren, besonders geachtet. Auch dabei haben nicht wenig Offiziere Verweise, Arrest oder gar den Laufpaß erhalten und so und so viel Abtheilungen, dabei ganze Regimenter oder Brigaden, müssen den Nachmittag, wo die andern ruhen, nachexerciren. Beobachtete man den König bei diesen Schulmanövern, wie er sich um das und jenes speciell kümmerte, wie er auch Kleinliches so unendlich genau nahm, so glaubte man nicht den Sieger so vieler Schlachten, den größten Feldherrn der Zeit vor sich zu haben, sondern einen kamasschenköpfigen und im Frieden ergrauteu und erstarrten Stabsoffizier.

Die beiden nächsten Tage sind zu den größern Mannövern mit gemischten Waffen bestimmt. Der König hat gewöhnlich die Disposition selbst entworfen, er ist mithin in allem au fait und wehe dem, der nicht in seinen Sinn einzugehen weiß. Diejenigen Führer, die er von vornherein auf dem Zuge hat, können ohnedies nichts recht machen. Hier wird mehr das Bild einer Schlacht geboten; alles wogt wie im ernstesten Kampf durcheinander, der Boden erdröhnt unter den Hufen der jagenden Reiterei — dem Rasseln der Geschütze. Adjutanten fliegen hin und her. So verworren auch das Ganze scheint, der König blickt in alles. Er wendet sich mit seinem kleinen Fernglase bald da, bald dorthin. Nicht selten jagt er wohl in das Gewühl hinein, wo er eine Unordnung bemerkt und ist da nicht geizig mit Scheltworten. Eben ist bei einigen Fußregimentern während des Retirirens ein Durcheinander entstanden. Der König sprengt dahin. Das Unglück will, daß es dieselben sind, die des Königs Unwillen in so hohem Grade erregt haben und wovon bereits eins am ersten Tage die königliche Unnade durch Zuwenden des Rückens so hart empfinden mußte. Der Brigadier Barykowsky ist eben bemüht, die Regimenter wieder zu ordnen, als der König dazu kommt. Er ruft dem Brigadier, dem er ebenfalls nicht sehr hold ist, weil das verhängnißvolle *ky* an seinem Namen hängt, halb höhnisch halb ärgerlich zu: „Laß Er doch die Schlingels zum Teufel gehen! Sie laufen hier noch gerade so, wie ehemals bei Zorndorf vor den Russen.“

Die Cavalerie bekam aber auch ihr Theil. Beim Uebersezen eines Grabens

kamen die Kürassiere nicht so gut und flink hinüber, wie die leichteren Husaren. Der König hat es bemerkt und ist wie der alte Zietzen aus dem Busche, bald am Platze. Wieder will das Unglück, daß ein Regiment dabei war, das bei Wagen mit gefangen wurde, das damals bei dem unglücklichen fünfschen Corps sich befand, welches eigentlich der König selbst geopfert hatte. Seit der Zeit mochte er weder die Truppen noch die Offiziere mehr leiden, die jenes traurige Geschick betroffen. Der General v. Vasold, der hier befehligte, war auch einer davon und da er das erwähnte Kürassierregiment damals geführt, so ergoß sich jetzt der ganze königliche Zorn über den alten General, der sich sonst im siebenjährigen Kriege einen Namen gemacht.

Es war längst herkömmlich, daß am ersten Tage der größeren Manöver sämtliche Generale mit an des Königs Tafel speisten, weshalb sie nicht besonders dazu geladen wurden. Der so tief gekränkte General Vasold, der nicht den geringsten Appetit verspürte und gern vom erzürnten König und seiner Umgebung fern geblieben wäre, glaubte sich der Tafel nicht entziehen zu können und ging dahin. Es hatten bereits alle Platz genommen, als der König sein Auge umherschweifen ließ und nun den General Vasold bemerkte. Mit erzürnter Stimme rief er ihm zu: „Herr, was will Er hier? Für Ihn ist kein Platz an meinem Tische!“ Das war fast zu viel, nicht nur für den alten General, sondern für alle Anwesenden, die im ersten Moment wie erstarrt dasaßen. Der alte Vasold hatte kaum die Kraft sich von seinem Sitze zu erheben, er wankte zum Saale hinaus.

Es blieb ihm nun nach dieser Blame nichts anderes übrig, als den König sofort schriftlich um seine Entlassung zu bitten, was ihm denn auch ohne weiteres gewährt wurde, aber ohne einen Heller Pension, ohne ein Wort der Anerkennung der vieljährigen treu geleisteten Dienste, wofür er den Orden pour le mérite auf der Brust trug. Da der General ganz ohne Vermögen und zu alt war, um einen andern Dienst zu suchen oder sich sonst was zu erwerben, so gerieth er in die bitterste Verlegenheit. Trotz seiner und seiner Gönner Verwendung beim Monarchen erhielt er ein Jahr lang gar nichts und später eine jährliche Pension von 500 Thalern. — Sagte der König einen ihm Mißliebigen nicht geradezu weg, so versetzte er ihn zu einem Garnisonsregiment, was mit Exil so ziemlich einerlei war, denn der Verwiesene kam so aus allem Verband und von einem weiteren Avancement war keine Rede mehr. Wer irgend konnte, nahm daher lieber den Abschied.

So mußten denn diese Revuen nicht nur von allen dabei Betheiligten nicht wenig gefürchtet sein, sondern auch von allen Angehörigen derselben, die während der Abwesenheit des Vaters oder Vaters für ihre fernere Existenz zu zittern hatten, denn man wußte ja nicht, ob der Erhalter und Ernährer nicht als Brodloser wieder zurückkam. Manche der so übel und unschuldig Weg-

gekommenen nahmen sich im ersten Anfall der Scham, des Aergerß und der Verzweiflung das Leben. Und zu einer andern Zeit, vielleicht schon am nächsten Tage konnte der König wieder leutselig, ja heiter sein und mit der größten Geduld Fehler bessern und Instructionen ertheilen.

So sagte er z. B. einstmals bei Abhaltung der Schulmanöver zu einem Offizier, der bei der Nähe des Monarchen befangen war und sich übereilte, wodurch auch seine Leute angestreckt wurden: „Übereile Er sich nur nicht, dann wirds schon besser gehen; lasse Er den Leuten nur Zeit!“ Und nach einer Weile: „So, so, Bursche! So ist recht!“

So war der große König in seinen Launen, die mit dem Alter mehr und mehr zunahmen, bald gefürchtet wie der Böse, bald verehrt wie ein Abgott. Große Lichter werfen eben auch große Schatten! —

War Friedrich ein Feind aller Lustlager und überhaupt unnöthigen Gepränges, so liebten dergleichen viele seiner gekrönten Herren Kollegen um so mehr. Wie man vorher dem pracht- und machtliebenden vierzehnten Ludwig auf Frankreichs Thron nachahmte, öfter nachäffte, so gab jetzt in Vielem, namentlich was das Armeewesen anlangte, der Preußenkönig den Ton an. Da man aber nicht mit dessen Geiste begabt war, so ließ man das Gute und Nützliche bei Seite liegen und hielt sich mehr an das Kleinliche, Flache und Bestechende. Nach Lust und Genuß jagend, suchte man auch im Gebiete des ernstern Mars Ergößen mit dem kriegerisch Imponirenden zu vereinigen und so dem großen Sybariten Ludwig und dem großen Feldherrn Friedrich zugleich zu huldigen. So entstanden denn aus den Uebungslagern, die als Schule für einen kommenden Krieg und als Uebung und Abhärtung der Führer gelten sollten, die sogenannten Lustlager, mit denen man so ziemlich das Gegentheil erzielte.

Wie alles bei Hofe einen festlichen und pomphaften Anstrich haben mußte so auch hier. Wie man mit wilder Lust auf den Parforcejagden die Thiere matt oder zu Tode hegte, so in diesen Lagern die Menschen, denn ein Mensch hatte für einen Herrscher oft weniger Werth, als ein stattliches Roß oder ein guter Leithund, — für die Thiere wurde bei der Erwerbung meist doppelt und dreifach mehr bezahlt, als für einen angeworbenen Mann.

Die Blüthe der Lustlager war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich in Sachsen, Hessen und Würtemberg zu suchen. Der galante und splendide König und Kurfürst, der mehr körperlich als geistig starke August, war Meister in allen großartigen festlichen Arrangements und so übertrafen auch seine Lustlager an Leppigkeit und Glanz alles bisher Erlebte.

In einer sonst wenig belebten aber freundlichen Gegend entstand plötzlich wie mit einem Zauberschlage ein buntes, rühriges Leben. Eine kleine Stadt von Wohnungen, Theatern, Sälen, Küchen, Stallungen und anderen Bauten wuchs

aus dem Boden. Waren diese Bauten auch von außen etwas unscheinbar, so herrschte dafür im Innern nicht weniger der gesuchteste Luxus, wie man diesen nur in den Gemächern der Hofburgen oder der reichen Aristokratie fand. Darum oder seitwärts erhoben sich die elenden Zeltreihen, in welchen der Soldat ein nothdürftiges Unterkommen fand, das ihn nicht immer gegen die Ungunst des Wetters schütz.

In einem solchen Lager strömte alles zusammen, was Genuß und Ueppigkeit zu bieten vermochte. Wer nur irgend konnte, brachte seine Köche und Courtisanen mit. Hier wurde ungescheut aller Unfug getrieben. Hatte man das Auge an den Uebungen der bunten Massen, an Paraden u. dgl. geweidet, dann ging es zum schwelgerischen Mahle, von da in die Komödie und von da zu Illumination, Ball und Souper, bis der Morgen wieder graute. Schaulustige und Genußsüchtige wurden in Massen herbeigezogen und so vereinigte sich alles in einem sinnlichen Taumel. Und das alles sah und hörte der arme Soldat: bei hungerndem Magen sah er die leckersten Gerüche vorübertragen oder verzehren, der köstliche Duft machte ihn noch lüfterner, wenn er des Nachts, zum Tode von der Hitze des Tages ermüdet, die süße Ruhe und Stärkung für den folgenden finden wollte, ließen ihn das lärmende Geräusch, Frost, Wind oder Regen nicht dazu kommen. Außer den Lustlocalen der fürstlichen Herrschaften, der höheren Hofchargen und Offiziere war in dieser Beziehung auch für die zuströmende Volksmenge reichlich gesorgt, denn da gabs Trink- und Schaubuden, Seiltänzer und Kunstreiter, Carousselle und in entlegeneren Winkeln auch Spielhöhlen und andere Lasterhöhlen. Während der Soldat dieses ganze Treiben vor Augen hatte, mußte er ein resignirter Zuschauer bleiben, denn weder erlaubte es sein schmaler Geldbeutel, noch die strenge Zucht, daran theilzunehmen.

Diese großartigen, üppigen Feste trugen nicht wenig dazu bei, die Entfittlichung von Oben herab auch in die niederen Schichten der Bevölkerung zu verbreiten. Auch der Landmann bekam sein Theil, da bei den Manövern nicht selten ein Theil seiner Frucht und seines Wieswachs in den Boden getreten wurde und er mit Frohnden, Vorspann und allerlei Lieferungen arg geplagt wurde. In dieser Beziehung suchte der Kriegsherr auf Unkosten Anderer möglichst zu sparen, während zu den Vergnügungen und einer unnützen Prachtentwicklung Millionen verschwendet wurden. Der gemeine Soldat und der Bauer hatten mithin dabei wenig Lust, wohl aber die möglichste Last.

Das Infam- und Wiederehrlichmachen.

Wurde ein Offizier unehrlich gemacht, so geschah dieses im Felde vor einem hierzu commandirten Truppentheil und zwar zunächst demjenigen, dem der Verurtheilte angehörte. Im Frieden machte man das auf der Wachtparade ab.

Grenzboten I. 1865.

42

Nach dem Verlesen des Urtheils durch den Auditeur wurden ihm die Decorationen und Abzeichen seines Ranges, entweder vom Adjutanten oder dem Profosen herabgerissen. Dem Offizier wurde der Degen abgenommen, durch einen Tritt zerbrochen und ihm vor die Füße geworfen. Dann wurden Epaulettes, Schärpe abgerissen, ja zuweilen auch die Treffen abgetrennt, vom Hut wurden Federbusch, Kokarde und Agraffe ebenfalls abgerissen und zu Boden geworfen. Nach diesem Act wurde der ehrlos Gemachte zu seiner weiteren Bestimmung entweder in einer Chaise oder durch eine bereitstehende Escorte abgeführt. War er zum Tode verurtheilt, so wurde er gewöhnlich gleich dem Henker übergeben.

Konnte man des Inculpaten nicht habhaft werden, so wurde trotzdem über ihn der Proceß verhängt. Traf ihn eine entehrende Strafe, die mit dem Verlust des Lebens verbunden war, so wurde sie insofern scheinbar an ihm vollzogen, als man statt seiner seinen Namen, oder gar selbst sein Porträt, groß auf eine Tafel gemalt, an den Galgen hing. Dies geschah mit demselben Ceremoniell, das man bei einer wirklichen Hinrichtung beobachtete. Erwischte man den Verurtheilten, wenn auch nach längerer Zeit, so wurde dann gewöhnlich die Execution an ihm ohne Weiteres vollzogen; meldete er sich freiwillig wieder bei seiner Truppe, was namentlich bei Desertireuren der Fall war, oder trafen mildernde Umstände, auch wohl Begünstigungen ein, so konnte der ehrlos oder scheinbar todt Gemachte auch wieder ehrlich resp. bürgerlich lebendig gemacht werden.

Das Nähere wird man aus dem Nachfolgenden ersehen.

Nach der zweiten Einnahme und Verheerung Heidelbergs durch die Franzosen im Mai 1693, wobei die unglückliche Stadt abermals auf vandalische Weise geplündert und dann niedergebrannt, und das reizende Bergschloß theils durch Sprengung zerstört wurde, erhob sich ein Schrei der Entrüstung nicht nur durch ganz Deutschland, sondern durch die halbe civilisirte Welt. Das Ereigniß und der allgemeine Unwille waren zu wichtig, als daß man von Seiten der unterlegenen Partei leicht darüber hingehen konnte, und so wurden denn von den betreffenden Gouvernements über die Motive der Uebergabe Untersuchungen eingeleitet.

Die öffentliche Meinung klagte den Commandanten des Places, den österreichischen Generalfeldmarschalllieutenant Georg Eberhard von Hedersdorf ganz offen des Verrathes und der Feigheit an. So gern man auch die Sache vertuscht hätte, um eine so hohe Stellung in der kaiserlichen Armee, sowie den Namen einer angesehenen Familie nicht zu compromittiren, so war doch der Drang der Umstände mächtiger als der Wille, und der General wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Dasselbe erkannte ihn für schuldig und in Folge dessen sollte er seiner Würden und Stellen öffentlich und schimpflich entsezt werden.

Da Hedersdorf dem damals noch ziemlich in Ansehen stehenden Deutschherrnorden angehörte, so ließ es sich dieser nicht nehmen, ihn mit allem Cere-

moniel aus sich auszustoßen und hierin das Prävenire zu spielen. Dabei ging es denn in folgender Weise her: Im Ordenshause zu Heilbronn, gemeinhin das „deutsche Haus“ genannt, versammelten sich die Ritter unter Vorsitz des damaligen Deutschmeisters Ludwig Anton, Herzog zu Pfalz-Neuburg, in Pontificalibus im großen Saal. Der Angeklagte, den man von der Militärbehörde requirirt hatte, wurde in voller Ordensstracht hereingeführt. Hier wurde ihm in feierlicher Weise vom Deutschmeister sein Vergehen vorgehalten und ihm dann der Ausschluß aus dem Orden mitgetheilt. Nun begann die Ceremonie. Zunächst wurde dem Verurtheilten das Ordenskreuz abgerissen und „ihm ein paar Mal ums Maul geschmissen“. Dann wurde ihm die Bekleidung abermals Stück für Stück herabgerissen, worauf ihn der jüngste Ordensritter beim Arm nahm und ihn aus dem Hause führte. An der Thüre gab er dem Ausgestoßenen noch einen Fußtritt an einen gewissen Körperteil und überlieferte ihn dann der dort harrenden Militärwache, die ihn wieder zur Armee zurückbrachte.

Hier stand dem Entehrten noch Schlimmeres bevor, denn alles wurde nun öffentlich vorgenommen. Am 20. Juni mußte der Exgeneral einen Schinderkarren besteigen, der vom Henker und seinen Gehilfen begleitet wurde. Die Fahrt ging zu der aufgestellten kaiserlichen Armee, worauf er vor dieser von einem Flügel zum andern gefahren wurde. Vor dem Regimente, dessen Inhaber er gewesen, mußte er vom Karren steigen und hier wurde ihm zunächst sein Urtheil vorgelesen, dahin lautend: daß er mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollte, auch seine Güter zu confisciren seien. Als sich nun der Henker anschickte, sein trauriges Amt zu vollziehen, wurde dem Verurtheilten durch den Auditeur mitgetheilt, daß ihm das Leben geschenkt, ihm dafür aber die Strafe des Exils und der Verlust aller seiner Würden und Aemter zuerkannt sei, worauf er antwortete: „Dies hab ich wohl nicht verlangt.“

Der General hatte bisher in seiner Uniform, aber ohne Degen und an Händen und Füßen gefesselt auf dem Karren gesessen. Jener wurde ihm nun umgehängt, aber sofort wieder abgenommen, die Klinge herausgezogen, zerbrochen, ihm die Stücke dreimal ums Gesicht geschlagen und dann vor die Füße geworfen. Hierauf wurde der Verurtheilte „auf ewig“ aus den österreichischen, schwäbischen und fränkischen Landen, so wie aus denen des Ober-Rheinkreises verwiesen, wieder auf den Karren gesetzt und vor das Stadthor gebracht. Hier nahm ihm der Henker die Fesseln ab und ließ ihn sodann laufen.

Hedersdorf, auch Heydersdorf genannt, entstammte einer alten und angesehenen adeligen Familie, die am Rhein angesessen war, von der aber ein Zweig nach Franken übersiedelte, und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in den Freiherrnstand erhoben wurde.

Der mitbetheiligte Oberst von Schönebeck, der die schmachliche Capitulation mit unterzeichnet hatte, „und sich auch sonst nicht nach Gebühr verhalten“, wurde cassirt.

Haben wir im Vorgehenden einen wirklichen Vorgang geschildert, so wollen wir in Betreff des Ehrlichmachens einige Verfügungen anführen. Sie gingen vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig aus, dem gefeierten Erbprinzen im siebenjährigen Kriege, und dem zuletzt unglücklichen Feldherrn, der in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt tödtlich verwundet wurde. Dieser Herzog, der seiner Zeit als tüchtiger Heersführer, Staatsmann und aufgeklärter Fürst galt, konnte sich den allgemeinen Bräuchen nicht entziehen und wendete zur Erhaltung der Disciplin bei seinen unterhabenden Truppen dieselben Mittel an, wie andere Kriegsherrn, vielleicht hier und da noch etwas schärfere. Freilich konnten auch die durch die Werbung zusammengebrachten Haufen nur durch Strenge und Furcht zusammengehalten werden.

Die Zeit, in die Nachfolgendes fällt, liegt gerade hundert Jahre nach jenem heidelberger Vorgange, aber in den barbarischen Bräuchen hat sich wenig oder nichts gemildert. Der Herzog hatte damals bekanntlich ein braunschweigisches Hilfscorps von etlichen tausend Mann an den Statthalter der Niederlande überlassen, die, von Frankreich inficirt, in großer Gährung waren. Das Hilfscorps war in die Festung Mastricht verlegt worden, über das eigentlich der General v. Nidesel das Commando hatte, bei dessen Kränklichkeit und häufiger Abwesenheit wurde aber dies interimistisch dem General v. Warnstedt übertragen. Es kamen bei den sonst gut disciplinirten Truppen durch den mehrjährigen, langweiligen Festungsdienst häufiger denn sonst Desertionen vor, und im Jahre 1793 fand sich der Herzog veranlaßt, strengere Maßregeln zur Verhütung des Ausreisens zu ergreifen. Er erließ demnach an den General v. Warnstedt folgende Ordre:

„Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog 2c. Wir haben erhalten, was Unser Generalmajor v. Warnstedt wegen der um Pardon ersuchenden Deserteurs unterm 25. April berichtet und angefragt hat. So viel nun diejenigen Deserteurs anbetrifft, deren Namen noch nicht an den Galgen geschlagen gewesen, so bleibt es zwar Unserem Generalmajor und den übrigen Regimentschefs oder Commandeurs überlassen, diesen auf ihr Nachsuchen, befindenden Umständen nach, den Pardon wegen der Desertion zu bewilligen; jedoch ist dabei nicht zu willsfähig zu verfahren, damit dadurch das Verbrechen der Desertion nicht zu gering und zu leicht verzeiglich scheine, sondern es müssen zu Ertheilung des Pardons immer erhebliche Gründe, die das Verbrechen beträchtlich mildern, vorhanden sein. So viel aber diejenigen Deserteurs, deren Namen bereits an den Galgen geschlagen sind, anbetrifft, so kann diesen der Pardon von den Regimentschefs oder Commandeurs nicht ertheilt werden, sondern es muß, da das

Anschlagen des Namens an den Galgen, das Surrogat des Aufhängens der Person des Deserteurs, also das Surrogat einer von Unserer Bestätigung abhängigen Lebensstrafe, so von Uns in jedem Falle besonders befohlen worden ist, auch wiederum die Begnadigung des Deserteurs und das Abnehmen dessen Namens vom Galgen zu Unserer Entscheidung allein verstellt bleiben; so ist also, falls ein solcher Deserteur sich wieder stellen will, und um Pardon nicht anhält, unumgänglich erforderlich, daß er sich ohne Bedingung in Arrest stelle, worauf sodann die Untersuchung seiner Desertion förmlich zu wiederholen und über ihn Kriegsrath halten zu lassen, Acta aber an Uns zur Bestätigung oder Begnadigung einzusenden. Wornach sich also Unser Generalmajor zu richten und die anderen Chefs und Commandeurs Unserer Regimenter zu instruiren hat.

Wegen demnächstiger Abnahme der Namen der Deserteurs und deren Ehrlichmachen ist, gleichwie in königlich preussischen Diensten dabei verfahren wird, und wie die hierbeikomende Abschrift aus Müllers preussischem Kriegsrechte zeigt, zu verfahren, und den Namen des Deserteurs in Gegenwart der Wachtparade, oder eines Commandos, abnehmen oder auslöschen zu lassen; sodann aber, wenn solches geschehen, Unserm Commandanten hieselbst Nachricht davon zu geben und derselbe zu requiriren, auch hier den Namen abnehmen oder auslöschen zu lassen, wofür die Kosten aber ebenfalls, wie in Mastricht, von den Werbegeldern der Compagnie, die dadurch einen Mann wieder erhält, bezahlt werden müssen.

Signatur Braunschweig, den 18. April 1793."

Es folgt nun im „Extract“ das Verfahren des Wiederehrlichmachens nach preussischem Muster.

„Das Ehrlichmachen geschieht entweder bei der Cavalerie oder Infanterie; bei ersterer durch die Standarte, bei letzterer durch die Fahne. Ist das Bildniß oder der Name eines Mannes an den Galgen geschlagen, so wird solches wieder von diesem zuvörderst solenniter heruntergenommen: nämlich es marschirt die Wachtparade nach dem Galgen, und in deren Gegenwart wird die Abnahme vollzogen. Wäre aber der Ort, wo dergleichen Execution vorzunehmen, zu entfernt, so wird dahin geschrieben, daß das Abnehmen geschehe. Könnte auch solches nicht effectuirt werden, so wird es durch eine öffentliche Kundmachung rappelliret, welches eben die Wirkung wie das Herabnehmen hat. Es wird dem Ehrlichgemachten wohl auch ein Restitutionsbrief ertheilt. Durch die Fahne und Standarte geschieht das Ehrlichmachen, entweder so, daß diese über ihm geschwungen wird, ohne einige andere Solennitäten dabei anzuwenden, wann nämlich Einer durch eine unehrliche Handlung zur Miliz unfähig worden, oder sie geschieht mit Anwendung verschiedener Solennitäten, wenn nämlich Einer durch Verbrechen seine Ehre verloren,

Die Solennitäten, die beim Ehrlichmachen vorgehen, sind, wo nicht durch ausdrückliche, dennoch durch stillschweigende Gesetze eingeführt, nämlich, indem man sich gänzlich oder zum Theil auswärts üblicher Solennitäten hier gleichfalls bedient. Gleichwie aber ein Landes- oder Kriegsherr die Gesetze aufheben kann, also kann er auch die Solennitäten, die durch solche eingeführt, entweder ganz, oder doch in Ansehung einer gewissen Person aufheben. Folglich kann auch ein Landes- oder Kriegsherr ohne den Fahnen Schwung einen Soldaten wieder ehrlich machen lassen. Wie denn letzteres auch bei den Offizieren geschieht, die mit Verlust der Ehre cassirt werden, oder deren Bildniß am Galgen gehangen gehabt.

Nur bei dem gemeinen Soldaten ist dergleichen Neuerung nicht anzurathen, weil das Point d'honneur bei der Miliz weit delicateser als bei Innungen sein muß, hiernächst aus dergleichen Vorwurf Mord und Todschlag entstehen kann und fast nicht zu vermeiden ist. Die Wirkung muß mit der Absicht des Ehrlichmachens übereinstimmen, folglich der Ehrlichgemachte als ein solcher angesehen werden, der niemals seine Ehre verloren, folglich muß er wiederum im Dienste passiren, es müssen sich andere wieder von ihm befehlen lassen, wenn er anders in seine vorige Würde eingesetzt worden und darf ihm auch niemand etwas vorwerfen.

In der preussischen Armee geschieht das Ehrlichmachen in Gegenwart der Wachtparade, nachdem vorher der Name vom Galgen abgenommen worden, deshalb, wenn dieses in loco geschehen kann, die Wachtparade zunächst dahin marschirt und in deren Gegenwart die Abnahme geschieht. Es wird ein Kreis geschlossen, das Gewehr präsentirt, der Auditeur verliest die Veranlassung gegenwärtiger Actes mit entblößtem Haupt, gleichwie alle im Kreise Befindlichen den Hut abziehen; hernach schwenkt der Fahnenjunkfer die Fahne dreimal über den Ehrlichzumachenden, und das letzte Mal giebt er ihm einen sachten Stoß mit der Fahne zwischen den Schulterblättern. Beim ersten ruft der Junkfer: „Im Namen des Königs Majestät, unseres allergnädigsten Kriegsherrn!“ Beim zweiten Schwenken: „Im Namen des Herrn Generallieutenants v. N., unseres Regimentschefs und des Herrn Obersten v. N., unseres Regimentscommandeurs!“ und beim dritten Schwenken: „Im Namen des ganzen löblichen Regiments wirst Du ehrlich gesprochen!“ Der Ehrlichzumachende kömmt aufrecht mit dem Hut in der Hand, aber ohne Montirung, in den Kreis gegangen, nicht aber wie bei anderer Potentaten Armee, wie ein Hund mit dem Hut im Maule in den Kreis auf allen Vieren hereingekrochen. Der Prosos erhält alle Kleidungsstücke, welche der Ehrlichgemachte am Leibe gehabt, als er ehrlich gemacht worden, welches aber ein Mißbrauch zu sein scheint und nach Art 218 c. c. c. zu mißbilligen ist, zumal wenn der Ehrlichgemachte kaum selbst ein Hemd und ein Paar Strümpfe hat.“

So stand es in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts noch mit den preussischen und braunschweigischen, und wahrscheinlich auch hessischen Truppen, die als die besten in Deutschland galten. Es ist zu verwundern, wie bei solchen Spielereien und Sophismen mit der Ehre der Soldat noch so viel von dieser sich erhielt, daß er, für sie muthig dem Tod und Verderben entgegen-
ging und sich bestrebte, seinem Stande einen guten Namen zu erhalten.

Die münchener Kunst der Gegenwart.

Die Architektur. Die Bedeutung des antiken und des Renaissancestils für unsere Zeit.
Neue Aufgaben und Hoffnungen.

Auch außerhalb der Maximiliansstraße in München, die bekanntlich der Geburtsort des „modernen Baustils“ ist, sind fast alle in jüngster Zeit errichteten Privatgebäude nach seinen schablonenhaften Zügen ausgeführt. Denn das ist der neuen Bauart eigenthümlich, daß sie ungeachtet einer blinden und zufälligen Vermischung ganz verschiedener Stilelemente nur ein paar magere Hauptformen kennt, deren Zusammenstellung nach dem Muster, das an den öffentlichen Bauten gegeben ist, dem ersten besten Maurermeister ebenso gut gelingt, wie dem Architekten. Da zudem die Baubehörde, deren Prüfung die neuen Pläne unterliegen, eben die ist, welche die Fahne des modernen Stils aufgesteckt hat, so kann es nicht Wunder nehmen, daß nun ganze Stadttheile nach der Regel der neuen Strecklisenenordnung in die Höhe schießen.

Diesen fehlt natürlich der Glitter des aufgeklebten Zierraths, mit dem die Staatsgebäude die Armuth wie die Verfehrtheit der Formen zu verhüllen suchen und so tritt an ihnen die Mißgestalt des „neuen Stils“ und die Hohlheit seines gespreizten Wesens in abschreckender Nacktheit zu Tage. Das System, Füllung in Füllung zu schieben, die Mauer durch dünne vertikale Streifen in lange Lappen zu zerschneiden, den wagrechten Aufbau, den doch das moderne Baubedürfniß nicht verläugnen kann, mit ein paar zaghaften Gurten von der Dicke eines Fadens und mit einer Miniaturkrönung, nur anzudeuten, dagegen durch Eisen und kleine Rundbogenfriese am Profanbau des neunzehnten Jahrhunderts dem romanischen Kirchenstil ein mageres Andenken zu stiften, endlich struc-